

David Coventry

it



Die

UNSICHTBARE MEILE

ROMAN / INSEL

insel taschenbuch 4726

David Coventry

Die unsichtbare Meile



Tour de France in Paris. Es ist der 17. Juni 1928. Das Signal zum Start ertönt, und fünf Männer aus Neuseeland treten in die Pedale. Sie rattern über das morgendliche Kopfsteinpflaster, rechts und links Tausende von Menschen, Blicke, Jubel, Rufe, alles verschwimmt. Vor ihnen liegen 5.376 Kilometer. Dass sie es mit ihren alten Schrotträdern schaffen werden, glauben sie selbst nicht. Von den Franzosen werden sie wegen ihres lächerlichen Outfits nur verspottet. Doch nach kurzer Zeit sind sie Teil dieser eigenwilligen Gemeinschaft, stoßen sich beim Sprintduell die Ellenbogen in die Rippen, jagen nachts lebensmüde die Alpen runter und betäuben sich nach der Etappe mit allem, was zur Verfügung steht. Aber so schnell sie auch durch diese von Kratern und Gräben zerfurchte Landschaft preschen, die Schatten der Vergangenheit holen sie ein ...

David Coventry, geboren 1969, gilt nach Eleanor Catton als die nächste literarische Entdeckung aus Neuseeland. *Die unsichtbare Meile* ist sein Debütroman und stand monatelang auf der neuseeländischen Bestsellerliste. Coventry lebt in Wellington.

Volker Oldenburg lebt in Hamburg und hat unter anderem David Mitchell, Oscar Wilde, Juno Dawson, Dinaw Mengestu und T Cooper übersetzt. Für seine Arbeiten wurde er mehrfach ausgezeichnet.

David Coventry

DIE UNSICHTBARE MEILE

Roman

Aus dem Englischen
von Volker Oldenburg

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
The Invisible Mile bei Victoria University Press, Wellington.

The assistance of Creative New Zealand towards the translation
of this book is gratefully acknowledged by the publisher.



Erste Auflage 2019

insel taschenbuch 4726

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2017

© David Coventry 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen
Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fern-
sehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Foto-
grafie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwen-
dung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Die deutsche Übersetzung des Zitats aus Albert Londres'
Die Strafgefangenen der Landstraße stammt von Stefan
Rodecurt, Covadonga Verlag 2011.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg
nach einer Idee von Stuart Wilson

Umschlagabbildung: Stuart Wilson, Pan Macmillan
Art Department

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36426-9

Für Laura

Wir leiden vom ersten bis zum letzten Tag.
Wollen Sie mal sehen, womit wir fahren?

Henri Pélissier zu Albert Londres
im Café de la Gare in Coutances

PROLOG

Ich kam in Canterbury an, in der Tiefebene, über mir der untrügliche Himmel. Es war 1921, die Sonne bohrte mir Löcher in die Augen, und die Seen versiegten zu Salz und Mineralien. In Timaru lieh ich mir in geliehenen Schuhen ein Fahrrad und fuhr durch den Staubsturm, der von den Alpenspitzen über das trockene Flachland bis zur Küste fegte. Die Strecke führte mitten durch den Wind. Die Luft bildete einen Tunnel, manchmal so schmal, dass er uns zur Höchstgeschwindigkeit trieb, um uns dann, in einer schnellen Kurve, schutzlos Schmutz und Hitze auszusetzen. Es war ein unmenschlicher Sommer, ein Sommer, wie er nur in der Phantasie existiert.

Hundert Meilen fuhr ich neben Männern und älteren Männern, alle atmeten schwer, manche wurden von Husten gequält, ihre Rufe raue Stimmfetzen im Wind. Wir fuhren durch Bäche, wenn es keine Brücke gab, drängten uns auf der Suche nach der Straße durch den aufgewühlten Staub, und dort, wo keine Straße war, stemmten wir die Räder über unsere Köpfe und kämpften uns zu Fuß durch den Matsch. Frei war nur, wer aufgab. Und viele gaben auf. Die erste Ausgabe des Klassikers seit der Sache mit dem Eisenbahnwagen im Wald von Compiègne. Ich wusste nichts über die Männer neben mir.

Mein Bruder Thomas und seine Frau fuhren hinterher. Er rief mir aufmunternde Worte zu. Thomas und Katherine lehnten sich aus dem fahrenden Auto. Männer riefen mir zu, redeten auf mich ein, feuerten mich an, aber ich fuhr stumm weiter. Eine Stunde lang prasselte Regen auf uns ein und

wusch Blut aus unseren Wunden. Dann wieder Sonne, und ich blickte starr nach vorne. Stille und die roten Knöpfe an Katherines Manschette, als sie die Hand vom Gehäuse ihrer Butcher's Carbine löste und mir zuwinkte. Ihre blassen Arme, der geschwungene Hals.

Ich wurde Vierter im Gerangel auf der Zielgeraden, hinter Phil O'Shea – vor dem Krieg ein Mann, danach ein Held –, und er beglückwünschte mich. Jemand nahm mir das Rad ab, und ich fragte mich, was das alles zu bedeuten hatte. O'Shea trug einen Blumenstrauß im Arm wie ein fremdes Baby. Er legte den Arm um mich, gratulierte mir und hieß mich willkommen in dieser Religion aus Schmutz und Leiden. Seine Worte, meine Schmerzen. Den Namen erfuhr ich erst hinterher. An sein Gesicht konnte ich mich da schon nicht mehr erinnern, aber ich mache einen gut aussehenden Mann aus ihm.

Das war das erste Rennen, in dem ich ein Trikot mit Nummer getragen hatte, das erste, in dem meine Vereinskameraden mich nicht abwechselnd um den Berg hetzten. Eigentlich hätte ich Letzter werden müssen. Mit meinen lächerlichen neunzehn hatte ich zu wenig Muskeln, ich war ein Rechen mit beweglichen Sehnen zwischen den Zinken. Mir wuchs schon ein Bart, aber die spärlichen Haare sahen aus wie angeklebt. Ich dachte nur ans Leben und an Geschwindigkeit, ich wollte sein wie ein Zug, der auf den Punkt kurz vorm Horizont zurast, wo die Schienen zusammenlaufen und aneinanderstoßen. Leben, Geschwindigkeit und eine Zukunft, von der ich nur ein vages Bild hatte, so war ich gestrickt. Ich ließ namhafte Fahrer hinter mir, Fahrer mit vielen Jahren Rennerfahrung. Männer mit ungewissen Absichten klopfen mir auf die Schulter. Ich lächelte wie ein Lippenstiftabdruck auf einem Glas, pfiß bei jedem Glückwunsch durch die Zäh-

ne. Und konnte immer noch kaum fassen, dass ich durchgekommen war, und Katherine empfand genauso.

Am Abend waren mein Bruder und ich betrunken. Wir sangen im Rausch, und wahrscheinlich stanken wir. Wir stellten den Ford am rauschenden Waimakariri ab und tranken im Scheinwerferlicht. Ich erzählte ihm, was andere gesagt hatten. Eigene Worte hatte ich nicht zur Verfügung, die waren unter der Brücke geblieben. Ich erzählte ihm vom Wind und vom Schlamm. Zweige hingen mir im Haar, und Gras klebte an meinem Trikot. Ein paar Hammel trabten vorbei, und mein Bruder mit seinem geschlagenen Gesicht nickte. Er lächelte und schimpfte. Brüllte neben dem Wagen, während wir unser Bier tranken. Es betrübt mich, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann, wie ich gerochen habe, meine Kleidung, meine Haut. Der Geruchssinn ist der persönlichste von allen: Er lässt sich am wenigsten ausblenden, lässt am wenigsten nach. Diese Erinnerung fehlt, als hätte ich sie gegen irgendein Schicksal eingetauscht, an dem ich plötzlich teilhatte.

Ich hätte wirklich nicht ins Ziel kommen dürfen. Ich hätte Letzter werden müssen. Ich hätte auf den großartigen Sprint zum Flugplatz verzichten müssen, bei dem ich vier Fahrer überflügelte, als hätte ich ihre Zeit angehalten und meine auf wundersame Weise beschleunigt. Eine Brücke über den Rangitata, und das Feld teilte sich: In diejenigen, die sie überquerten, bevor der Lastwagen hinauffuhr, und diejenigen, die sich auf der anderen Seite drängten, als das Fahrzeug ins Schlingern geriet und der Himmel sich vom Gestank der Bremsen zuzog. Ich befand mich irgendwo zwischen Triumph und Katastrophe, ein zusammengekniffenes Augenpaar zwischen Dung und Staub. Ich wich ihm mit Glück und unbedachtem Handeln aus. Ich hätte in einem Graben landen und meinen

kranken Stolz nähren, einen Steinhügel zu Ehren der Vergangenheit errichten sollen: Für meine Schwester Marya und alles, was ich in dem Augenblick sah, als der Lastwagen kam und ich dem Tod davoneilte. Stattdessen lehnte ich am Ford, mit Thomas und der Nacht und Dingen, die in der Nacht gesagt werden.

Schließlich schlug er zu. Der Schlag kostete mich einen Zahn, den ich aus dem Dreck aufsammlte und in die Tasche steckte. Mein Bruder ist klein, mit breiten Schultern und kräftigen Armen, und in seinen Augen flammte die Gewalttätigkeit auf, die früher bisweilen aus ihm herausgebrochen war. Seit der Krieg durch ihn hindurchgegangen war, hatte er in der Tat eine Ruhe verströmt, als wäre er dafür geschaffen, auf einer Farm zu leben, über Weiden zu spazieren, einem Kälbchen das Hinterteil zu streicheln oder ein Gatter zu reparieren, dessen Klappern die Nachtruhe stört. Ganz so, als fürchtete er sich nicht vor den Erinnerungen. Ein Eindruck, der sich in jenen paar Augenblicken vollständig verlor. Die verstümmelte Persönlichkeit, die ständige Todesangst, die Gräueltaten des Krieges – alles, was man ihm im sandigen Süden von Middelkerke angetan hatte, brach wieder hervor.

Wir standen uns blutend gegenüber. Vom Wasser waren nur einzelne weiße Lichtreflexe zu sehen, wenn es sich an der Oberfläche brach. Er setzte sich auf einen Baumstamm, und sein Gesicht verschwand aus dem Lichtkegel.

»Was hast du gesagt?«, fragte ich. »Zu Marya?«

»Was ich gesagt habe?«

»Was hast du zu ihr gesagt? Was hast du zu Marya gesagt?«

»Was ich gesagt habe?«

»Was hast du gesagt?«

Er stand auf und kam auf mich zu. Langsam. Fixierte mich im Schutz der Dunkelheit. Dann redete er, ein Murmeln, und

fluchte. Er sagte meinen Namen, den Namen meiner Schwester. Er sagte alle unsere Namen, als wären wir dort. Als wären Marya und ich dort, um uns anzuhören, was er zu sagen hatte. Er gestikulierte und bewegte stumm die Lippen, stierte uns an, zischte. Aber Marya und ich hörten nichts, nur die gurgelnde Strömung des Flusses, das drängende Rauschen des Flusses, während er langsam Berge zu Steinen und Steine zu Sand zersetzte.

ERSTER TEIL

1 Ich glaube, niemand von uns hat die Blicke von zig Tausenden vorhergesehen, die Gesichter und die Körper dahinter. Diese fünfzigtausend Augen, hellbraun, dunkelbraun, blau, alle auf uns gerichtet. Ich sitze auf dem Sattel, Harry hält das Rad fest. Er ist groß, und er steht neben meinem Lenker, blickt vorbei an meiner Schulter. Sein Blick ist abwesend, die Augen gerötet von Kaffee, Zucker und hundert verschiedenen Fragen. Das Kopfsteinpflaster macht das Warten schwierig; ich habe Angst, dass ich umkippe, bevor es losgeht, eine Witzfigur vor den Pariser Menschenmassen. Ich frage, wie spät es ist, aber niemand wird mir antworten. Die Stunde des Tour-Starts ist angebrochen, mehr wissen wir nicht. Wir sind um 9:20 Uhr an der Reihe; wann das ist, kann ich nicht sagen. Harry nickt mir zu, aber dann dringt Lärm aus der Menge herüber, und sein Gesicht spannt sich an. Er kneift die Augen zusammen, und das Geräusch lässt kurz nach, die Gesichter, Münder und all die leuchtenden Augen verdunkeln sich und klaren wieder auf. Ich stelle den Bremshebel ein. Ich nehme Rennhaltung ein. Dann richte ich mich wieder auf.

Eigentlich müsste es warm sein, aber im Schatten hängen noch Reste der Nacht, kalte Luft kriecht an unseren Armen hoch, und wir bekommen Gänsehaut. Oben auf dem Balkon lehnt sich ein hübsches Mädchen aus der Menge, um die Aufmerksamkeit eines Fahrers, irgendeines Fahrers zu gewinnen. Sie trägt einen Mantel, aber die entscheidenden Knöpfe sind erfreulicherweise geöffnet. Jemand aus unserem Team sagt: »Puh!«. Es ist Percy, und sein Akzent ist hart, so

hart, dass die Franzosen, wenn er den Mund aufmacht, ihre Schuhspitzen betrachten. Er ist nervös und klopft Harry auf die Schulter. Keiner beachtet ihn. Auf jeden Fall nicht Harry, denn ich weiß, was ihm durch den Kopf geht, als er sich zur Menge umdreht, was die meisten Männer denken, während sie sich startbereit machen.

»Was ist –«, sagt er.

»Was ist womit?«, frage ich zurück.

»Wissen wir –« Aber er wird abermals überdröhnt. Lärm überall, der Kathedralenklang der Tour. Das nächste Team ist auf der Strecke. Wir warten, bis wir an der Reihe sind, dem Getöse der Stadt ausgesetzt.

Ich schwenke die Mütze hin zu dem Mädchen. Es scheint, als würde sie etwas rufen. Ich grinse den anderen zu. Harry fragt mich, wie sie heißt, aber schon legt die Menge wieder los. Der Lärmpegel steigt, die Geräusche scheinen sich zu bewegen, zu einer Welle aufzutürmen. Er reckt den Hals und pufft mich in die Seite. Ich folge seinem Blick und nicke. Wir alle spüren die geballte Dichte der acht Touristes-routiers, die sich ganz hinten an ihre Aufwärmübungen machen. Ein paar erkenne ich. François Louvière ist dabei. Ich werde still. Die Menge auch. Er dehnt die Beine.

Harry kneift wieder die Augen zusammen. Ich beobachte ihn, weil ich zu wissen glaube, was in ihm vorgeht, woran er denkt: Er denkt daran, dass es bei ihm zu Hause gerade dunkel wird, überlegt, was in dem Haus am Ende der Straße am Rand der Tiefebene wohl heute auf den Tisch kommt, denn unten im Süden ist gleich Essenszeit. Er denkt an das Zimmer, an seine Frau vor dem leise simmernden Topf. Ich weiß, wie tröstlich solche Gedanken sein können, wenn man sich vor Lärm fürchtet, dem kesselartigen Klang von Gemurmel, das zu Rufen, Geschrei und Heulen anschwillt. Es umzin-

gelt uns, kriecht unter unsere Trikots und über unsere Haut. Plötzlich schlägt die Einsamkeit zu, und du blickst dich um und denkst zurück an Essen und Trinken, an Liebe und Stille. Ich weiß es, weil wir alle uns vor diesem Lärm fürchten.

»He«, ruft Percy dem Mädchen zu. Sie zuckt zusammen, aber sie lächelt. Drei Australier und zwei Neuseeländer, wir können nicht wissen, wie wir uns mitten in Paris anhören. Ich sage mitten in Paris, dabei befinden wir uns eigentlich außerhalb, in Le Vésinet, aber die Stadt ist dennoch hier.

Ernie Bainbridge gähnt. Er beginnt ein Lied zu summen, aber Percy unterbricht ihn, das heißt, er unterbricht ihn nicht, denn er redet pausenlos. Er führt aufgeregte Selbstgespräche, scherzhaft, ernst, unbestimmt. Wörter, die er schon gesagt hat, gesagt hat, bevor wir nach Brüssel aufbrachen, an dem Märztag gesagt hat, als wir bei Tagesanbruch aus Perth ausliefen. Irgendetwas über Morgenstunden und Percy Osborne.

»Wir werden untergehen«, sagt er.

»Du bist ein Angsthase«, sagt Ernie.

»Eine Brücke wird einstürzen, und das war's dann mit euch, Jungs. Ich bin nicht dabei, ich habe dann schon aufgegeben.«

Harry lächelt und will etwas sagen.

»Du bist bloß nervös«, komme ich ihm zuvor.

»Und ob ich nervös bin«, sagt Percy. »Ich bin nervös. Ich bin furchtbar. Ich bin furchtbar nervös.« Das Wiederholen scheint zu helfen, scheint ihm den Mut zurückzugeben, von dem ich bislang nichts bemerkt habe, denn er pfeift dem Mädchen zu, schwenkt die Mütze und hält inne, als sie uns eine Kusshand zuwirft. Sie strahlt, aber diesmal vermag ich nicht zu sagen, ob sie ihr Lächeln heimlich Harry, Percy, Ernie, mir oder sogar Opperman schenkt, der uns still und ver-